

Jennings Bryant, Aletha C. Huston, Dolf Zillmann (Eds.): Media, Children, and The Family. Social Scientific, Psychodynamic, and Clinical Perspectives
Hillsdale, New Jersey, Hove, UK: Lawrence Erlbaum Associates Publishers
1994, 351 S., £ 26.50, ISBN 0-8058-1210-5; 0-8058-1415-9

Gravierende Veränderungen haben in allen industrialisierten Ländern, also auch in den USA - so die Herausgeberinnen von der University of Kansas und der University of Alabama - sowohl die Medien als auch die Familie in den achtziger Jahren erfahren. Technologisch sind Videorecorder, Kabel- und Satellitenfernsehen und zuletzt der Computer hinzugekommen, die Programme haben sich beträchtlich diversifiziert, so daß sich special-interests-Kanäle und Pay-TV's vervielfachen und die Publika immer kleiner werden. Mit der Deregulationspolitik Anfang der achtziger Jahre wurden die anspruchsvollen Programme weiter dezimiert, die ohnehin schon wenigen Bildungsangebote verschwanden fast völlig, hingegen wuchs die Werbung, die sich an Kinder richtete. Kaum noch habe die Gewalthaltigkeit der Programme zugenommen, aber dafür vermehrten sich die sexuellen Inhalte enorm; Erotika wurde zum „big business“. Zwar wurden 1990 zwei Gesetze erlassen: der „Children's Educational Television Act“ und der „Television Violence Act“. Aber mit ersterem gelang es bislang offenbar noch nicht, bei den Sendern Verantwortung für einen Bildungsauftrag zu etablieren oder wieder zu erwecken. Hingegen scheint das Gebot der Selbstregulierung zumindest von den großen Networks (ABC, CBS, NBC) bei gewalthaltigen Inhalten insofern angenommen worden zu sein, als sie Regeln für Schnittauflagen formulierten. Doch die Regeln seien so streng - so die HerausgeberInnen -, daß man an der Glaubwürdigkeit des Tuns zweifeln und sie zunächst als politische Taktik werten muß.

Auch in den USA ist die klassische (vollständige) Kernfamilie mit vier Köpfen auf dem Rückzug - sowohl was ihre Zahl als auch was ihre soziale Wertigkeit angeht. Vielfältige soziale Gruppierungen zwischen Erwachsenen und Kindern lassen sich finden und werden mehr und mehr anerkannt, so daß sich Familie heute nur noch als Wohngemeinschaften von Erwachsenen und Kindern definieren läßt, in denen die Erwachsenen gesetzliche Verantwortung für das Wohl und die Entwicklung der Kinder übernehmen.

Angesichts dieser spürbaren Einschnitte reichen isolierte, einzeldisziplinäre Sichtweisen auf die sozialen Felder immer weniger aus. Unter der Schirmherrschaft der Präsidentin Barbara Hattemer der National Family Foundation trafen sich im November 1990 in Pittsburgh Vertreter der Sozialwissenschaften, Psychologie und Psychotherapie sowie der klinischen Praxis, um Befunde und Einsichten über die Wirkungen der Medien auf Kinder und Familien zu diskutieren. Nach Meinung der HerausgeberInnen sind es drei wichtige Forschungszweige, die sich mit der Motivation und dem Verhalten von Menschen befassen, die aber auch in den USA viel zu selten miteinander reden und sich noch weniger zuhören. Der Sammelband jetzt ist nicht nur das Dokument dieser Tagung, sondern

die AutorInnen waren aufgerufen, danach Argumente und Erkenntnisse der Tagung aufzunehmen und in ihren Beiträgen zu verarbeiten. Dennoch bleibt auch dieser Band additiv, sieht man von einigen Grundlegenden oder übergreifenden Prämissen ab: Da ist - wohl unausweichlich unter besagter Schirmherrschaft - eine recht ausgeprägte präventive Haltung, die sich offenbar in den USA nun verstärkt von der Gewaltdebatte abwendet und sich auf die Problematik Sexualität und Pornographie in den Medien stürzt. Attitüden und Obsessionen der Political Correctness-Bewegung, die sich mit puritanischer Prüderie eigentümlich verschmelzen, sind unterschwellig virulent. Was Sexualität, Erotik und Pornographie in den Medien tatsächlich ist, sein kann und sein soll, was sie möglicherweise bei den Zuschauern bewirkt, darüber werden unvoreingenommene Positionen kaum getauscht, gibt es nur sehr wenige verlässliche Anhaltspunkte und noch weniger wissenschaftlich akzeptable Befunde. Auch dieser Band bietet eher Vorläufiges, Heuristisches oder auch Spekulatives denn nachweisbare empirische Kriterien. Immerhin widmet er fast die Hälfte seines Umfangs und zwei Kapitel diesem Thema: zum einen dem Verhältnis, wahrscheinlicher: dem Zusammenstoß von Werten in den Familien und denen der Medien, zum anderen den Wirkungen von Erotik und Pornographie. Horror, Angst und Gewalt werden hingegen auf gerade 30 Seiten abgehandelt. Dennoch kommt das Übersichtsreferat R. G. Geens zu dem Ergebnis, daß trotz der immer noch wachsenden und von ihm dokumentierten Literaturfülle die Diskussion und das Forschungsdesiderat beim Thema Gewalt noch nicht zu Ende seien: Neue theoretische Modelle, die von der Kognitions-, Emotions- und Motivationspsychologie stammen, würden Anlaß für neue Studien geben. Diese sollten - wie schon so oft gefordert - langfristig angelegt sein und im Feld durchgeführt werden.

Trotz der genannten Trends scheint in den USA daneben die optimistische Wirkungsforschung noch nicht ganz versiegt zu sein (hierzulande ist sie ja längst verstummt): Sie fragt danach, welche positiven Wirkungen sich mit dem Fernsehen erzielen lassen: Eine schon länger geführte Diskussion (die auch in Deutschland aufgenommen wurde) gilt den formalen Gestaltungsmustern des Fernsehens und ihren Einflüssen auf Kognition und Perzeption. Das bekannte Forscher-Ehepaar Singer befaßt sich - erneut - damit, wie man prosoziale Einflüsse von anspruchsvollen Fernsehserien untersuchen kann - diesmal im Rahmen des Schulunterrichts. Schließlich widmet sich der klinische Psychologe C. Asbach dem ebenfalls schon häufig traktierten Verhältnis zwischen Medienrealität und sozialer Realität, spitzt es noch zu und fragt nach deren innerer Repräsentation während der Entwicklung. Seine Antwort kann auf gerade 10 Seiten nicht erschöpfend sein und endet in dem lapidaren Appell, daß wir unsere Träume und die unserer Kinder nicht den kommerziellen Interessen ausliefern dürfen (S.127).

Es versteht sich von selbst, daß in einer Rezension wie dieser nicht alle 21 Einzelbeiträge gewürdigt werden können. In der Fülle der einschlägigen Literatur ist dieser Band gewiß wiederum ein zu beachtender Markstein, weil er Ak-

zente und Perspektiven der amerikanischen Forschung dokumentiert und damit zugleich zu Vergleichen mit der hiesigen anregt. Einen Beitrag soll er nach dem Votum der Herausgeberinnen dafür leisten, daß auf die Medienindustrie Druck ausgeübt werde, positiv für das öffentliche Wohl zu wirken und dissoziale Praktiken abzustellen. Dazu brauche die Öffentlichkeit ständig neue Forschungsbefunde und wissenschaftlich gestützte Ergebnisse. Es darf bezweifelt werden, ob diese Absicht in den USA noch gelingt; hierzulande scheint sie schon länger nicht mehr zu funktionieren.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)